

Bodenproben Berlin. Die letzten 12.000 Jahre

Eine audiovisuelle Rauminstallation

Eröffnung: 13.09.19 um 19:00 Uhr

Öffnungszeiten: 13.09. — 03.11.19

FR + SA 19:00 — 23:00 Uhr

SO - DO 19:00 — 22:00 Uhr

CLB Berlin

Galerie im Aufbau Haus am Moritzplatz

Prinzenstr. 84.2

10969 Berlin

www.clb-berlin.de

Bodenproben Berlin

Die letzten 12.000 Jahre



Bodenproben Berlin. Die letzten 12.000 Jahre

Eine audiovisuelle Rauminstallation

von Uwe Gössel, Wolfgang Menardi, Niclas Reed
Middleton, Mark Polscher, Bernhard Siegl, Sven Sappelt.

Die jüngste Eiszeit endete vor 12.000 Jahren. Bis dahin lag Berlin unter einer über 200 Meter dicken Eisdecke. Der Fernsehturm wäre kaum zu sehen gewesen. Als die Gletscher aus Skandinavien nach einem raschen Klimawandel abgeschmolzen waren, blieben Schlamm, Sand und Geröll zurück. Die Folgen der Kaltzeit sind bis heute erkennbar: der Prenzlauer Berg und der Kreuzberg sind beides Uferkanten des Urstromtals, das sich in die von Gletschern aufgetürmten Sandmassen gegraben hatte. In diesem mehr als vier Kilometer breiten Flussbett bildete sich die heutige Stadtmitte heraus. Die bildet bis heute die realen Grundlagen für das Leben in Berlin.

Was hat diese Geschichte mit uns heute zu tun?
Wie lassen sich 12.000 Jahre überhaupt sinnvoll begreifen?
Wie lässt sich der Boden in seiner - geologischen, ökologischen, ideologischen - Vielschichtigkeit erfassen?
Was davon ist für das Verstehen unserer Gegenwart relevant? Und welche Bedeutung hat dieses Wissen um den Boden für unsere Zukunft?

Bodenproben Berlin erforscht die Vielschichtigkeit des Bodens auf künstlerische Art und Weise und vereint dafür verschiedene künstlerische Disziplinen zu einer audiovisuellen Rauminstallation: Eine 8 Kanal Klanginstallation, eine 6 Kanal Videoinstallation, Raum und Text sowie Exponate der Naturwissenschaftlichen Sammlung der Stiftung Stadtmuseums Berlin und der Geologie der Berliner Senatsverwaltung für Umwelt, Verkehr und Klimaschutz.



Künstlerisches Team

Uwe Gössel (Künstlerischer Leiter, Autor und Dramaturg)
Wolfgang Menardi (Bühnenbildner)
Niclas Reed Middleton (Dokumentarfilmer)
Mark Polscher (Komponist)
Bernhard Siegl (Bühnenbildner)
Sven Sappelt (Kurator und Leiter des CLB Berlin)

Videoprojektion

Stefan Pfaffe und Timo Quistorff

Projektbegleitung

Jaike Herrmann (CLB Berlin)

Grafikdesign

Juan Pablo García Sossa

Pressearbeit

Lone Bech

Dank an

Henrik Adler, Naqibullah Ahmadi, Attaullah Alamy, Dr. Rolf Barthel, Meriam Bousselmi, Dagmar Domrös, Detlef Fehlhauer, Peter Genterczewsky, Sajad Haidari, Khosnawaz Hakimi, Diana Heine, Ulrike Hörmann, Christiane Kühl, Felix Meyer-Christian, Herbert Ranft, Uta Plate, Brigitte und Helmut Putzger, Jennifer Rüde, Berliner Schrauben GmbH & Co. KG, Mohsen Sarwari, Tobias und Paul Schadl, Paul Spies, Elmar Szücs, Dr. Beate Witzel, Markus Wirthmann.

Uwe Gössel
Bodenproben Berlin. Die letzten 12.000 Jahre
Erdloch # 1 — # 8

Für Geesche

Erdloch # 1 Moritzplatz
52°30'13.1"N 13°24'37.8"E

Erdloch # 2 Ostufer des Straussees, Barnim
52°35'00.2"N 13°52'45.4"E

Erdloch # 3 Westufer des Straussees, Barnim
52°34'58.5"N 13°52'19.6"E

Erdloch # 4 Niederlehme
52°18'08.9"N 13°40'42.1"E

Erdloch # 5 Prinzenstraße
52°30'10.6"N 13°24'37.1"E

Erdloch # 6 Ruhleben
52°31'31.8"N 13°14'31.8"E

Erdloch # 7 Friedhof Sophien II
52°31'56.5"N 13°23'36.4"E

Erdloch # 8 ohne Ortsangabe



Auf dieses mit Gras bewachsene Rondell des Moritzplatzes führt kein Weg. Hierherzukommen ist nicht vorgesehen. Ich aber will dorthin. Vielleicht gerade, weil es ein Un-Ort ist, ein blinder Fleck der Stadt, ideal, um mit meiner Wahrnehmung zu experimentieren.

Fast pausenlos rauschen Autos, Fahrräder, LKWs an mir vorbei. Dann eine Lücke im Fluss, geschafft! Aber wo bin ich hier? Das Grüne ist kein Gras, es sind rüdigke Büschel, die Widerstand gegen die Abgase der Autos und gegen die Sommerhitze leisten. Der autogerechte Kreisverkehr schützt den Raum auf merkwürdige Weise. Ohne Angst vor Hundehaufen kann ich mich hier auf den Rücken legen. Ich spüre den harten Boden unter dem Kraut. Was befindet sich unter seiner Oberfläche?

Acht Löcher werde ich an diesem Abend mit dem Spaten graben. Im Kreis, wie der ewige Lauf der Planeten um die Sonne. Den Grund erproben, einfach und konkret. Dieses seltsame Kraut. Es lässt mich nur mit Mühe an den Boden heran. Der Boden ist steinhart. Ich bekomme mit jedem Stoß immer nur etwas Sand auf den Spaten. Ich versuche es mit großer Wucht. Das ist genauso wenig ergiebig, wie mit dem Fuß hart auf den Spatenrücken zu treten. Es dauert länger als vermutet, bis der Eimer voll ist. Ich nehme ihn und fülle damit das Loch, das ich zuvor gegraben habe. Die Erde staubt wie Pulver in die Abendluft, aber ohne diesen typisch erdigen Geruch, den ich erwartet hätte. Autofahrer, während sie mich umkreisen, rufen mir etwas zu, das ich aber nicht verstehen kann. Die Menschen scheinen heute besonders aufgekratzt. Es ist der 21. Juni, Sommersonnenwende. Der längste Tag des Jahres. Ich schaue in den lauen Abendhimmel. So oder so ähnlich wäre der Blick von dieser Stelle aus auch vor 12.000 Jahren gewesen. Damals, als die Eiszeit endgültig von der aktuellen Warmzeit abgelöst worden war, die Gletscher nach Norden hin abschmolzen und Berlin eisfrei liegen blieb. Lediglich Sand und Geröll hinterließ das Eis. Überall. Woher war es gekommen?

Moritzplatz

Vor über 100.000 Jahren hatte sich die Erde etwas in ihrer Achse zur Sonne verdreht. Im Norden wurde es kälter, kein Regen fiel mehr. Stattdessen ließ Schnee eine über drei Kilometer dicke Eisdecke über Skandinavien anwachsen. Der Gletscher bewegte sich allmählich von Norden her mit 200 Metern pro Jahr, bis er wenige Kilometer südlich von dem Ort Halt machte, an dem heute Berlin ist. Vor 24.000 Jahren war die Eisdecke genau hier, wo ich jetzt auf dem Moritzplatz liege und die Motoren der Autos höre, 200 Meter dick. Wie kurz zurück liegt diese Eiszeit im Verhältnis zu der Zeit, als das Öl entstand, das die Autos heute verfahren: 400 Millionen Jahre.

Was sind da schon 12.000 Jahre, denke ich, als ich wieder eines der Löcher aushebe und den Sand in den Eimer schüttele. Inzwischen habe ich eine Technik für das Graben gefunden: Ich zerschneide mit dem Spaten die Wurzeln des Krauts und schabe den Sand in kleinen Haufen auf den Spaten.

Wieder schüttele ich den Sand in das zuvor gegrabene Loch.

Zuhause hatte ich kürzlich einen Text von Walter Benjamin ausgegraben:

„Wer sich der eignen verschütteten Vergangenheit zu nähern trachtet, muss sich verhalten wie ein Mann, der gräbt. Vor allem darf er sich nicht scheuen, immer wieder auf einen und denselben Sachverhalt zurückzukommen – ihn auszustreuen, wie man Erde ausstreut, ihn umzuwühlen, wie man Erdreich umwühlt. Denn »Sachverhalte« sind nicht mehr als Schichten, die erst der sorgsamsten Durchforschung das ausliefern, um dessentwillen sich die Grabung lohnt.“

Was sind die „Sachverhalte“?

Wie der Boden hier in Berlin wurde, was er ist? Und welche unterschiedlichen Perspektiven auf Böden hier zusammenkommen? Was sind meine persönlichen „Sachverhalte“? Vielleicht die Frage, was ich hier suche, zu suchen habe? Besser noch, weil radikaler gefragt, was ich hier, auf der Welt zu suchen habe? Wenn ich hier grabe, gräbt ein Mensch, der vielleicht 55 oder 85 Jahre alt wird – was ist das für eine Dauer im Verhältnis zu dem Boden, auf dem er lebt? Ich grabe weiter.

Jungmoränenland. Die Hochfläche des Barnim ist eine während der letzten Kaltzeit überprägte Grundmoräne, durch die das Berliner Urstromtal führt. Das Eis lagerte hier Vorschüttsande und Geschiebemergel bis häufig über 100 Meter hoch ab. Es kam aus Norwegen, Finnland, Schweden oder Dänemark. In glazialen Rinnen bildeten sich schmale, aber kilometerlange Seen wie beispielsweise der Straussee. Etwa eine Stunde mit der S-Bahn östlich vom Moritzplatz.

Das alte weiße Ruderboot liegt in unmittelbarer Nähe des Oberstufenzentrums am Steg. Zu Fuß

können wir von der Schule runter zum Straussee schlendern. Die kleine Ausflugsfahrt mit dem Boot über den glazialen Rinnsee ist der Abschluss einer Arbeitswoche zur Geschichte der Böden des Barnim, über das Berliner Urstromtal bis hin zu den aktuellen Klimaveränderungen. Die fünf jungen Männer zwischen 16 und 20 Jahren aus der Willkommensklasse waren von Anfang an dabei: Khosnawaz, Mohsen, Attaulah, Sahid und Nagibullah. Sie waren 2017 als unbegleitete Flüchtlinge aus Afghanistan im Berliner Umland gestrandet. Wir haben gemeinsam die verschiedenen Bodenschichten untersucht, Profile angelegt und Fußball gespielt. Zeit haben wir miteinander verbracht und uns vom Alltag erzählt. In ihrer Heimat, in verschiedenen Regionen des afghanischen Hochlands, haben die meisten von ihnen als Teppichweber gearbeitet. In den Pausen erzählen sie davon. Die verschiedenen Sprachen

laufen simultan, Zeichnungen auf Papier gehören dazu, es wird improvisiert, wir gehen immer vertrauter miteinander um, aber ein Thema versuche ich nicht zu berühren: Ihre Vertreibung von Zuhause.

Zurück auf dem See: Die Fahrt mit dem Boot dauert nicht lange, wir rudern eng am Ufer entlang, viel geredet wird nicht. Bilder und Assoziationen rauschen durch den Kopf. Was sind wir für eine bunt zusammengewürfelte Gruppe, die wir hier über den See schippern! In einem sogenannten Freizeit-Wanderboot „Tourist“ aus der Herstellung des „VEB Fahrzeugsitze Bad Schandau“. Als wir schließlich am Badeufer für ein Picknick anlanden, kommen wir doch noch auf ihre Flucht zu sprechen. Untereinander erzählen sie sich davon, wer von ihnen auf welcher Route nach Brandenburg gekommen ist. Mit einem Stöckchen malen sie ihre Wege von der Hochebene Afghanistans

nach Berlin in den harten Sand am Ufer. Verschiedenste Länder werden mit Umrisslinien in den Boden eingefurcht, Städte mit Steinen oder Zapfen markiert. Alle fünf sind offenbar auf unterschiedlichen Routen unterwegs gewesen. Manchmal kreuzen sich die Wege, die sie mit dem Schiff, dem Bus oder mit dem Zug zurückgelegt haben, in München beispielsweise. Weite Strecken, über Länder hinweg, sind sie zu Fuß gegangen. Über Monate.

Wenige Tage vor der Bootsfahrt hatte ich im Heimatmuseum Strausberg Rolf Barthel getroffen. Der 86jährige Historiker erzählt von der Besiedelung, nachdem das Eis geschmolzen war. Rentierjäger lebten hier vor 12.000 Jahren. Als Nomaden folgten sie den Tieren im Frühjahr nach Norden und im Herbst nach Süden. Als die Tiere immer weiter in den kälteren Norden zogen, verschwanden hier für lange Zeit auch

die Menschen. Vor gerade einmal 6.000 Jahren ließen sich hier die ersten Menschen sesshaft nieder. Sie stammten aus dem östlichen Mittelmeerraum und Mesopotamien, aus der Gegend des fruchtbaren Halbmondes. Dort hatten die Menschen Wildgräser zum Getreideanbau gezüchtet und lebten erstmals in der Geschichte der Menschheit vom Ackerbau. Sie hatten den Hund domestiziert und stellten Geschirr her. Aber das fruchtbare Klima wandelte sich und wurde rau, die Bauern mussten auswandern. Dank ihrer Fähigkeiten zu haushalten, Feuer zu machen und Werkzeuge herzustellen, konnten sie sich bis nach Nordeuropa ausbreiten. Bevor sie vor 6.000 Jahren am Straussee siedelten, waren sie auf denselben Routen hierhergekommen, wie vor kurzem die fünf jungen Männer aus Afghanistan.

Wie viele Menschen haben bereits auf der Erde gelebt? Von ihnen sind wir durch die Zeit elementar getrennt. Wie kostbar ist daher dieses besondere Gut: Die geteilte Lebenszeit, egal auf welchem Teil der Erde.

Auf den Boden schaue ich aus unterschiedlichen Perspektiven. Was hat es mit dem konkreten Boden auf sich, der berührbar, spürbar und anschaulich ist? Wie ist der ideelle Boden dagegen aufgeladen mit Erwartungen, Bedeutungen und mit Sorgen sowie Hoffnungen? Wie wird er zum Gegenstand der Politiken?

Helmut und Brigitte Putzger sind seit über 60 Jahren ein Paar. Wie Philemon und Baucis sitzen sie auf der Bank am Ufer vor ihrer Seniorenresidenz und schauen über den Straussee. Auf der gegenüberliegenden Seeseite sind Bautrupps dabei, das ehemalige Klubhaus von Strausberg abzureißen. Die Betonwände werden vor Ort in riesigen Steinmühlen zermahlen und über Förderbänder auf Lastwagen gespuckt. Die Brocken haben die Größe einer geballten Männerfaust. Sie sehen aus wie Findlinge und erinnern überhaupt nicht an das in den 60er Jahren im Bauhausstil gebaute Klubhaus. Es war gesellschaftliche und soziale Heimat für die vielen neuen Strausbergerinnen und Strausberger, die für das Verteidigungsministerium arbeiteten, das hier angesiedelt war. Zu ihnen gehörte auch die Familie Putzger.

Nach der Wende gelangt die Immobilie nicht in die Hände der Bürgerinnen und Bürger, sondern geht für wenig Geld nacheinander an mehrere Investoren. Sie scheitern alle, und das Haus verfällt vor aller Augen, bis es 2018 schließlich abgerissen wird. Der jüngste Investor sieht das Potential der Alten und eröffnet dort, wo früher die Jungen getanzt haben, eine private Seniorenresidenz.

Rückblende, 1945. Als Helmut Putzger aus dem Schutzkeller kriechen kann, ist er 15 Jahre alt. Er hat die Bombardierung Dresdens überlebt. Seine Lebensmaxime hat er bereits gefunden: Nie wieder Krieg! Als junger Mann absolviert er die Schauspielausbildung und spielt Schiller und Goethe auf dem Theater, wird dann aber Volkspolizist in der jungen DDR. Etwas Sinnvolles tun, sagt er. In Strausberg, in unmittelbarer Nähe zu Berlin, werden die Volkspolizisten aus allen Landesteilen zusammengezogen und zentral kaserniert. In den 50er Jahren wird daraus rasch das Hauptquartier der Nationalen Volksarmee der DDR. Helmut Putzger, als ausgebildeter Kulturschaffender mit dem Erzählen vertraut, bekommt die Aufgabe, sich um das Narrativ der Armee zu kümmern. Er wird Chefdramaturg der Filmstudios der NVA. Während tausende Soldaten um ihn herum mit Waffen den Befehlen des

Westufer des Strausseses, Barnim



Zentralkomitees der SED folgen, den brüchigen Frieden zu sichern und das Territorium des Landes gegen Angriffe von außen zu schützen, hat er eine andere Aufgabe: Er muss den ideologischen Boden des Landes pflegen und ihn gegen innere Anfeindungen verteidigen. Seine Waffe ist die 35 Millimeter-Filmkamera. Unter seiner Verantwortung entstehen bis zu seiner Pensionierung 1990 ungefähr 1.500 längere und kürzere Filme: Dokumentarfilme über Wehrübungen, die den Angriff der Westalliierten mit Panzern simulieren – Titel: „Dem Frieden verpflichtet“ – Reportagen über die Stationierung von Boden-Luft-Raketen oder die Umbettung der Gebeine Gerhart Hauptmanns von Polen nach Hiddensee. Aber auch Lehrfilme über Benimmregeln für junge Soldaten im Umgang mit zivilen jungen Frauen: Zigarette aus dem Mund und Haltung einnehmen! Heute werden diese Filme im Bundesarchiv am Fehrbelliner Platz in Berlin verwaltet. Ein profitorientiertes Unternehmen besitzt derweil die Rechte und verkauft sie weltweit. Ist damit der linke Kampf ideologisch verloren?



Es ist ein gewaltiges angesammeltes Wissen. Im Stadtmuseum Berlin lagern insgesamt 4,5 Millionen Exponate: Beile aus der Steinzeit. Mammutbackenzähne. Wollnashornschenkelknochen. Milliarden Jahre alte Versteinerungen.

Das Wissen über die Geschichte des Bodens ist überraschend jung. Vor weniger als 150 Jahren wurde Alexander von Humboldt vom schwedischen Geologen Otto Torell widerlegt. Humboldt hatte zuvor behauptet, dass die Findlinge, die überall auf Berliner Boden zu finden sind, aus Vulkanen herausgeschleudert worden waren. Falsch. Torell entschlüsselte Kratzspuren an Steinen und schlussfolgerte: die Steine, und damit sämtlicher Boden von Berlin, wurden vom Gletscher hierhergeschoben! Allein in den letzten 200 Jahren entstand so viel neues Wissen, Empirie und vernetztes naturwissenschaftliches

Denken haben sich durchgesetzt. Anders als auf anderen Planeten in unserem Sonnensystem schwanken die Temperaturen auf der Erde nicht um 200°Grad. Hintergrund ist, dass die Rotation der Erde durch das Gewicht des Mondes stabilisiert wird. Die Ausrichtung der Erdachse zur Sonne ist relativ stabil. Kleinste Veränderungen haben große klimatische Folgen, die dann im Boden nachträglich lesbar werden. Geologen differenzieren 1996 an 10 Zentimeter dicken Bohrkernen, die sie aus 270 Meter Tiefe unter dem Reichstag herausgeholt haben, insgesamt drei Eiszeiten in den letzten 400.000 Jahren.

Noch eine unglaubliche Zahl, an der ich nicht vorbeikomme: 4,6 Milliarden Jahre liegen hinter uns. Aber wie kann ich mir diese Dauer vorstellen? Wenn die Erde so alt wäre wie die Dauer eines Tages, dann könnte man ihre Entwicklung bis heute auf die 24 Stunden eines Tages verteilen:

Um 07:18 Uhr war die erste Photosynthese. Um 17:44 Uhr die erste sexuelle Reproduktion. 22:44 Uhr Auftritt der Dinosaurier. 23:59:56,4 der Homo Sapiens erscheint. 23:59:59,8 Beginn des Holozäns: Ackerbau, Viehzucht und Sesshaftigkeit breiten sich aus. In Berlin geschieht das alles etwas später. Vor 0,2 Sekunden – oder 12.000 Jahren – gab es hier lediglich eine Tundra. All das wissen wir heute. Auch, dass der Wind noch weitere unzählige Jahre beständig den Sand über dieselben angeschleppten Steine blies und auf ihren Rücken deutliche Windkanten ausformte.

Wir graben südlich vor der Stadt in der Grube Niederlehme. Alle Sandgruben in Berlin sind im Laufe der Jahre geschlossen worden. Jetzt stauen sich hier morgens um halb sechs die Tieflader, um den Sand für die Baustellen in Berlin zu holen. Mit Helmen und Warnwesten versehen, graben wir uns durch

meterhohe Berge von aussortierten Findlingen. Schließlich entdecken wir zwei dieser Windkanter. Alter: Über eine Milliarde Jahre. Finderglück! Behutsam waschen wir sie vor Ort, jetzt liegen sie hier in den Räumen einer Galerie.

13. September 2019. Wir befinden uns am letzten Punkt des gedachten Zeitstrahls. Hinter uns liegt eine gewaltige Vergangenheit, über die wir immer mehr herausfinden. Was aber liegt vor uns? Wenn allein die Erkenntnisse der letzten 200 Jahre unser grundsätzliches Verständnis der Zusammenhänge so radikal verändert haben, was kommt dann auf uns zu? Bislang galt die Natur als die größte Gewalt. Inzwischen aber zeigt sich, dass in der Verletzlichkeit und Fragilität der Natur sich ihre eigentliche Übermacht zeigt. Ein, zwei Grad mehr Klimaerwärmung und alles droht zu kippen. Und? Demut befällt mich. Ausgelöst durch die

Komplexität der Zusammenhänge: Das gewaltige Alter der Erde, die im Verhältnis dazu schnellen Veränderungen durch unser menschliches Tun und schließlich meine eigene Lebensdauer. Das Wissen wird vermehrt werden, die Verhältnisse werden sich verändern, uns verändern. Und jetzt? Was deutet sich in meinem Gefühl der Demut noch an?

Michel Foucaults lakonische Wette über den Menschen steht am Ende seiner Schlussbemerkung in der „Ordnung der Dinge“ von 1974: „Der Mensch ist eine Erfindung, deren junges Datum die Archäologie unseres Denkens ganz offen zeigt. Vielleicht auch das baldige Ende. Wenn diese Dispositionen verschwänden, so wie sie erschienen sind, wenn durch irgendein Ereignis, dessen Möglichkeit wir höchstens vorausahnen können, aber dessen Form oder Verheißung wir im Augenblick noch nicht kennen, diese Dispositionen ins Wanken gerieten, wie

an der Grenze des achtzehnten Jahrhunderts die Grundlage des klassischen Denkens es tat, dann kann man sehr wohl wetten, dass der Mensch verschwindet wie am Meeresufer ein Gesicht im Sand.“

In meinem Buch finde ich die lapidar kurze, aber berührende Formulierung, von wem auch immer auf einem Zettel notiert: „Das Wissen, das metaphorisch einst selbst ein fester Grund war, ist heute mehr die geschickte, aber flüchtige Bewegung im Raum der Möglichkeiten. Das Bild des Menschen, jenes Gesicht im Sand am Ufer des Meers, verschwindet und entdeckt sich selbst als Sand.“ Kündigt sich in diesem „Selbst-Entdecken“ ein solcher Moment an? Zeigt sich jetzt die Verletzlichkeit des Menschen angesichts der unheimlichen, komplexen Wechselwirkungen zwischen seinem Tun und der Fragilität der Natur? Ein Zeitalter „nach dem Menschen“?



Der Moritzplatz liegt auf halber Strecke zwischen Südsterne und Volkspark Friedrichshain.

Diese Strecke von ungefähr vier Kilometern war bis vor 12.000 Jahren gefroren und verwandelte sich dann in eine weite Sumpflandschaft. Sie war ein schwer zu überwindendes Hindernis für die Rentierjäger, die den Tieren nach Norden oder Süden folgten. Da das Berliner Urstromtal bis zu zehn Kilometer breit war, galt die heutige Museumsinsel früh als strategisch geschickte Stelle, um zum heutigen Prenzlauer Berg zu kommen. Auf den humusfreien kalten Böden wuchs lange lediglich die Weiße Silberwurz, eine arktische Pflanze, die heute nur in hohen Gebirgslagen vorkommt.

Als vor 8.000 Jahren Erdbahnschwankungen dazu führten, dass es schlagartig wärmer wurde – durchschnittlich ein bis drei Grad wärmer als heute – siedelten immer wieder Menschen an diesem Übergang der Spree. Es waren aus heutiger Sicht ausgesprochen widrige Lebensbedingungen, und bevor sich hier die Menschen dauerhaft niederließen, gab es immer wieder jahrhundertlang überhaupt keine Besiedelung. Die Böden gaben kaum Ertrag.

Im Mittelalter wurden die Sumpfwiesen schließlich entwässert, die ersten großen Verkehrsadern wie Mehringdamm oder Kurfürstendamm wurden zu Dämmen aufgeschüttet und mit Holzknüppeln trocken gehalten. Heute hat der Zustand des Bodens kaum Bedeutung für das Leben der Menschen. Die Landschaft mit ihren vielen Seen oder dem Grunewald sind sogenannte Naherholungsgebiete. Die Clubs am Ufer der Spree sind ein Berliner Lebensgefühl. Der Boden Berlins ernährt die Menschen, die hier leben, nicht auf direkte Weise oder allenfalls über den Umweg des globalen Handels.

In der Prinzenstraße bauen Investoren riesige Neubauten auf das Gelände, wo früher Robben & Wientjes Transporter für die häufigen Berliner Umzüge verliehen haben.

Prinzenstraße



Alles glänzt und glitzert auf den spiegelnden Plakaten vor der Baustelle. Die Gebäude der Zukunft heißen „The Shelf“ oder „The Grid“. Primäres Ziel dieser Bebauung ist nicht, etwas für das Gemeinwohl vor Ort zu stiften. Es geht allein um Geld. Der Boden ist für die internationalen Investoren zuvorderst eine Spekulation auf große Gewinne. Bis zu wie vielen Metern Tiefe gehört den neuen Eigentümern der Boden? 20 Meter? 100 Meter? Ein Kegel bis zum Erdmittelpunkt?

Wie gelingt es fast vier Millionen Menschen in Berlin, auf einem gemeinsamen Boden gut zu leben? Wem gehört der Boden auf Dauer? Der Streit über den Grund in Berlin ist unausweichlich, denn: „Grund und Boden sind unvermehrbar als auch unentbehrlich,“ so sagt es das Gesetz. Wie Luft und Wasser sind sie elementar und lebenswichtig.

Mit einem heftigen Sommergewitter spült der Regen über Nacht große Mengen Sand von der Baustelle auf die Prinzenstraße. In langen Flächen verteilt er sich über den Asphalt. Über die Dauer zeichnet das schwächer werdende Regenwasser zarte Rinnen in den Sand. Am Morgen danach erkenne ich ähnliche Muster wie auf den Karten, die den Beginn der Spree vor 18.000 Jahren zeigen. Ähnlich wie die Rinnsale auf der Straße hatte die Spree sich in den Sand eingegraben. Die großen Uferkanten heißen heute Kreuzberg. Bis zu 300 Meter dick sind in Berlin die sandigen Böden aus den verschiedenen Eiszeiten. Ohne sie läge Berlin weit unter dem Meeresspiegel. Bohrt man tiefer und somit in die Vergangenheit, stößt man sogar auf die alten Ablagerungen aus der Zeit, als hier das Meer war.

Frau Witzel leitet die geologische Abteilung des Berliner Stadtmuseums. Als wir sie danach fragen, wo sich heute noch die Spuren der jüngsten Eiszeit unverstellt erkennen lassen, erzählt sie von der Murellenschlucht. Diese sogenannte Schmelzwasserrinne liegt hinter der eiszeitlich geprägten Fließwiese von Ruhleben zwischen dem Murellenberg und einer Stauchrandmoräne, heute als Pichelsberge bekannt, im Berliner Ortsteil Westend. Feine Sande wurden hier zu Dünen aufgeweht, Mulden entstanden und wanderten weiter. So unschuldig hier die Vegetation versucht, im lockeren Boden Halt zu finden, so historisch aufgeladen ist er von den zahlreichen menschlichen Spuren, die sofort ins Auge fallen: Die von den Nationalsozialisten gebaute Waldbühne, Kasernen der Polizei und die vielen Orte, an denen die Wehrmacht kurz vor Ende des Krieges Deserteure erschoss. Vor

sieben Jahren abgerissen wurden die Auswanderer-Barracken von Ruhleben. Lange, einfache Gebäude an der Bahnstrecke nach Hamburg. Ab den 80er Jahren des 19. Jahrhunderts wurden hier die Armutsfüchtlinge aus Berlin, Deutschland und Osteuropa standardmäßig desinfiziert. Sie erhielten eine Kontrollkarte mit dem Stempel „Ruhleben“ und damit die Erlaubnis, nach Hamburg fahren zu können. Hunderttausende Menschen wurden jährlich durch diese Barracken geschleust. Berlin war ein gewaltiger Umschlagplatz für Menschen, die in die Stadt fluteten, und gleichzeitig verließen Tausende die Stadt, weil sie Hunger litten und keine Hoffnung auf eine Zukunft in Berlin sahen. Mir fallen die vielen Fotos ein, die Heinrich Zille vor kaum mehr als 100 Jahren vom Alltagsleben der Bewohner in Charlottenburg aufgenommen hat. Frauen ziehen riesige Holzwägen durch

die weiten Sandflächen. Darauf liegen Zweige und Äste von Bäumen, die sie im Grunewald zusammengelesen haben. Der Sand von Berlin war bis vor nicht allzu langer Zeit allgegenwärtig. Fotos von F. Albert Schwartz, ebenfalls um die Jahrhundertwende aufgenommen, zeigen mit den Rehbergen Stadtansichten Berlins, die eher an eine Savanne in Afrika erinnern als eine Metropole.

Eine Geschichte des Bodens, auf die wir uns für die Zukunft berufen können, gibt es nicht. Alles in Berlin ist augenblicklich Gegenwart. Ein unübersehbarer Prozess, der von keiner einzelnen Person gesteuert werden kann.

Frau Witzel leitet die geologische Abteilung des Berliner Stadtmuseums. Als wir sie danach fragen, wo sich heute noch die Spuren der jüngsten Eiszeit unverstellt erkennen lassen, erzählt sie von der Murellenschlucht. Diese

sogenannte Schmelzwasserrinne liegt hinter der eiszeitlich geprägten Fließwiese von Ruhleben zwischen dem Murellenberg und einer Stauchrandmoräne, heute als Pichelsberge bekannt, im Berliner Ortsteil Westend. Feine Sande wurden hier zu Dünen aufgeweht, Mulden entstanden und wanderten weiter. So unschuldig hier die Vegetation versucht, im lockeren Boden Halt zu finden, so historisch aufgeladen ist er von den zahlreichen menschlichen Spuren, die sofort ins Auge fallen: Die von den Nationalsozialisten gebaute Waldbühne, Kasernen der Polizei und die vielen Orte, an denen die Wehrmacht kurz vor Ende des Krieges Deserteure erschoss. Vor sieben Jahren abgerissen wurden die Auswanderer-Barracken von Ruhleben. Lange, einfache Gebäude an der Bahnstrecke nach Hamburg. Ab den 80er Jahren des 19. Jahrhunderts wurden hier die Armutsfüchtlinge aus

Berlin, Deutschland und Osteuropa standardmäßig desinfiziert. Sie erhielten eine Kontrollkarte mit dem Stempel „Ruhleben“ und damit die Erlaubnis, nach Hamburg fahren zu können. Hunderttausende Menschen wurden jährlich durch diese Barracken geschleust. Berlin war ein gewaltiger Umschlagplatz für Menschen, die in die Stadt fluteten, und gleichzeitig verließen Tausende die Stadt, weil sie Hunger litten und keine Hoffnung auf eine Zukunft in Berlin sahen. Mir fallen die vielen Fotos ein, die Heinrich Zille vor kaum mehr als 100 Jahren vom Alltagsleben der Bewohner in Charlottenburg aufgenommen hat. Frauen ziehen riesige Holzwägen durch die weiten Sandflächen. Darauf liegen Zweige und Äste von Bäumen, die sie im Grunewald zusammengelesen haben. Der Sand von Berlin war bis vor nicht allzu langer Zeit allgegenwärtig. Fotos von F. Albert Schwartz, ebenfalls um die

Jahrhundertwende aufgenommen, zeigen mit den Rehbergen Stadtansichten Berlins, die eher an eine Savanne in Afrika erinnern als eine Metropole.

Eine Geschichte des Bodens, auf die wir uns für die Zukunft berufen können, gibt es nicht. Alles in Berlin ist augenblicklich Gegenwart. Ein unübersehbarer Prozess, der von keiner einzelnen Person gesteuert werden kann.



Kaum bin ich durch das Tor in der Bergstraße auf den Friedhof getreten, fühle ich mich, als wäre ich in eine Art Höhle gestiegen. Nur ist es hier nicht dunkel und feucht, sondern licht und grün. Der Himmel scheint nah in diesem Juli. Die alten Bäume spenden nicht nur Schatten, sondern auch Schutz vor dem Lärm der Straßen in Berlins Mitte. Das frische Grab meiner Frau liegt etwas abseits der Wege, versteckt hinter Bäumen. Erst im letzten April habe ich mich hier auf den Rücken ins bleiche, von Gräbern noch freie Gras gelegt und durch die kahlen Zweige in die Wolken geguckt. Liegt es sich hier gut? Ist das hier ein guter Ort für das Grab? Nicht in Erde, sondern in einem Sandboden liegen? Ja.

Das Grab meiner Frau wird auch mein eigenes werden und das Grab meiner Kinder, so sie denn wollen. Was macht das mit mir, dass ich ab jetzt diesen

besonderen Ort kenne? Das Grab als gedanklicher Fluchtpunkt meiner eigenen Geschichte? Unvorstellbar ist bislang der Gedanke, selbst tot zu sein und hier im Berliner Boden zu liegen. Allein dieser Umstand verbindet mich völlig neu mit dieser Stadt. Aber was habe ich in dieser Stadt überhaupt zu suchen?

Warum bin ich nicht dortgeblieben, wo ich vor über 50 Jahren auf die Welt gekommen bin? Weil schon meine Eltern keinen wirklichen Bezug zu jener Stadt am Rande des Schwarzwaldes hatten? Sie waren dort mehr aus Zufall denn mit Absicht gelandet, nachdem sie in Leipzig und in Dresden, jeweils für sich, keine Hoffnung für die Zukunft gesehen hatten und weggehen mussten. Eine fast typische Geschichte aus den 60er Jahren. Spätfolgen der Kriegszeit.

Immer mehr Menschen wechseln den Ort ihrer Sesshaftigkeit. Aus eigenem Antrieb, aber auch aus Zwang, als Flucht. Die Verbundenheit zum konkreten Boden wird eine andere, lockerere, wenn man selbst keinen Ackerbau betreibt und stattdessen die Kartoffeln im Laden kauft. Der Geburtsort ist nur einer unter mehreren bis zum letzten, dem Sterbeort. Über die Hälfte der Berliner Bevölkerung sind Hierhergezogene, Tendenz steigend. Kaum jemand, der nach Berlin zieht, denkt dabei ans Sterben, daran, dass er oder sie hier liegen bleiben wird. Vielmehr geht es ihnen um eine bessere Zukunft. Eine neue Arbeit, ein anderes Lebensgefühl oder die Liebe. Das Prinzip Hoffnung.

Sind das meine „Sachverhalte“, nach denen ich grabe? Grabe ich, um mich zu verorten? Oder grabe ich, um, ganz schlicht, ankommen zu dürfen? Ich

werde die Antworten nicht finden,
niemand wird sie finden, es bleibt ein
ewiger Prozess des Umherziehens,
Einrichtens und Aufbrechens.
Alles Leben auf der Welt entsteht aus
dem Boden und wird letztlich auch
wieder darin verschwinden. Welche
Folgen hat diese simple Tatsache für
unser Verhältnis zum Boden? Wie zeigt
sich die Verantwortung für den Ort, wo
ich mich aufhalte? Was ist ein Tag
unseres Lebens im Verhältnis zu den
Veränderungen, die der Boden erfährt?
Was gilt es auszuhandeln, mit den
Nachbarn, den fast vier Millionen
Menschen in Berlin und allen übrigen
auf der Welt? Geht es in Zukunft nicht
weniger um neue Landnahmen als
vielmehr um eine grundsätzliche
Auseinandersetzung über unser
Verhältnis zum Boden? Hat nicht alles
mit dem Wechsel vom nomadischen auf
das sesshafte Leben angefangen?

Zurück auf den Moritzplatz.
Das letzte der acht Löcher schützte ich
mit dem Aushub des siebten Loches zu.
Den kleinen Haufen über der Grabstelle
trete ich mit meinen Füßen eben. Der
Berliner Boden ist trocken und staubig.
Er rieselt, ist leicht und hell. Er kommt
nicht zur Ruhe, ist ständig in Bewegung,
lässt sich verteilen und findet sich in den
kleinsten Ritzen. Das gefällt mir gut.
Hier kann ich vorerst bleiben.
Von außen gesehen hat mein Graben
nichts verändert. Nur die Schwielen an
meinen Händen erzählen davon.

Inzwischen ist es dunkel geworden, die
Autos kreisen jetzt mit Licht um den
Platz. Fledermäuse kreuzen durch die
Luft. Wieder braucht es wache Augen,
um zwischen den endlos fließenden
Autos hindurch, in das übrige,
aufgekratzte Berlin zurückzukehren.

Erdloch # 8

Wann hast du das letzte Mal
auf dem nackten Erdboden gelegen?

Was hast du gespürt?

Wenn die Welt ohne dich sein wird, in
welcher Erde, wenn überhaupt,
möchtest du gebettet sein?

ohne Ortsangaben

Uwe Gössel / Bodenproben Berlin / Erdloch # 5

